

Wissen

«Opfer haben Fragen, die nur der Täter beantworten kann»

Verbrechen Die Kriminologin Claudia Christen ist Präsidentin des Vereins «Swiss RJ Forum». Sie will Opfer und Täter von Verbrechen zusammenbringen, um den Grundstein für ein Leben nach der Tat zu legen.



Claudia Christen wurde selbst Opfer eines Gewaltverbrechens und setzt sich heute für den Dialog zwischen Opfern und Tätern ein.

RENÉ RUIJ

Interview: Beat Glogger

Claudia Christen, in der Restaurativen Justiz bringen Sie Opfer teils schwerster Straftaten mit den Tätern zusammen. Spüren Sie selbst nie Abscheu gegenüber den Tätern?

Claudia Christen: Nein. Ich arbeite mit Tätern zusammen, die an dem Prozess freiwillig teilnehmen. Es handelt sich also um eine spezielle Gruppe, die bereit ist, über ihre Taten zu sprechen. Ich versuche, die Menschen zu sehen und nicht nur die Tat.

Der Begriff Restaurative Justiz kommt von «wiederherstellen». Was wollen sie nach einem Mord oder einer Vergewaltigung wiederherstellen?

Nach einem schweren Verbrechen wird ein Leben – dasjenige des Opfers oder seiner Angehörigen und dasjenige des Täters – nie mehr so sein wie davor. Viele Dinge können nicht in den Originalzustand versetzt werden, sondern das Leben bleibt geprägt von der Tat. Deshalb passt der Begriff Restauration sehr gut.

Was bezweckt die Restaurative Justiz bei Opfern und Tätern genau?

Opfer sollen die Chance erhalten, das Erlebte zu verarbeiten und in ihr Leben zu integrieren, um in die Zukunft blicken zu können. Bei den Tätern geht es oft um ein Aufarbeiten. Wie konnte es so weit kommen? Oft werden sich die Täter erst bei der Konfrontation mit dem Opfer bewusst, was sie wirklich angerichtet haben. Dieses Bewusstsein unterstützt die Abkehr von der Kriminalität.

Das tut auch der normale Strafvollzug, der auf die Wiedereingliederung der Tä-

ter ausgerichtet ist. Wie unterscheidet sich die Restaurative Justiz?

Durch die direkte Konfrontation. Den Opfern oder ihren Angehörigen gegenüberzutreten zu müssen, ist für die Täter schwierig. So etwas erleben sie in einer rein psychiatrischen Therapie nicht. Zum Beispiel bei Raubüberfällen sagen die Täter vor der Konfrontation oft: Niemand wurde verletzt, das Geld gehörte nur der Bank – es ist doch eigentlich nichts passiert. Erst nach der Konfrontation mit einem Opfer des Überfalls realisieren sie, dass Menschen nach einem solchen Erlebnis ein Leben lang Angst haben, etwa vor jeder Person, die dunkel angezogen ist oder eine Kapuze trägt.

Traumata zu überwinden, ist aber auch Aufgabe der psychologischen Opferhilfe. Was macht die Konfrontation anders? Opfer haben oft Fragen, die ihnen nur der Täter selbst beantworten kann.

Was fragt jemand, der vergewaltigt wurde, seinen Täter?

Warum ich? Warum ist mir das passiert? Habe ich etwas falsch gemacht? Hätte ich etwas anders machen können? Diese Fragen bleiben in einem Gerichtsverfahren meist ungeklärt.

Wie läuft ein restaurativer Prozess typischerweise ab?

Zuerst müssen beide Parteien bereit sein für den Dialog. Und wir müssen uns aus professioneller Sicht sicher sein, dass der restaurative Prozess hilfreich für das Opfer sein wird. Und auch für den Täter.

Zu welcher Einsicht kommt ein Täter in dem restaurativen Prozess?

Zu sehen, dass seine Tat Schaden angerichtet hat. Einmal betreute ich einen jungen Täter, der bereits seit zwölf Jahren kriminell war. Er hatte nie das Gefühl, Opfer zu hinterlassen, weil er nur im Milieu agiert hatte. Als er dann aber Opfern von Raubüberfällen gegenüber sass und ihre Geschichten hörte, brach seine Welt zusammen wie ein Kartenhaus.

Der Prozess ist freiwillig. Die richtigen, uneinsichtigen Verbrecher erreichen Sie damit also nicht.

Die Schwere des Verbrechens hat nichts damit zu tun, wie einsichtig ein Täter ist. Ich habe schon mit Schwerverbrechern zusammengearbeitet, mit Mehrfachmördern, Mördern und solchen, die schwere Körperverletzung zu verantworten haben. Wenn ein solcher Täter die Bereitschaft hat, sich auf den Prozess der Restaurativen Justiz einzulassen, kann wirklich eine Veränderung passieren. Nicht nur kurzfristige Einsicht, sondern eine langfristige Veränderung.

Wie viele restaurative Prozesse haben Sie in der Schweiz bereits durchgeführt? Gruppenprozesse haben wir in der Schweiz bisher drei durchgeführt. Einen direkten Dialog habe ich nach einem schweren Verbrechen gemacht, und einen weiteren nach einem Delikt im familiären Umfeld. Daneben sind noch ein paar weitere Prozesse in Vorbereitung.

Das ist noch nicht gerade viel. Die Restaurative Justiz steckt in der Schweiz noch in den Kinderschuhen. Wir

haben mit dem Forum für Restaurative Justiz erst 2017 begonnen.

Stimmen aus dem Strafvollzug bezeichnen Sie als Laie, die sich im Gegensatz zu einem Gefängnispsychiater mit der Psyche von Straftätern nicht auskennen.

Es gibt Gefängnisdirektoren und -psychiater, die sich für die Restaurative Justiz einsetzen, und solche, die wenig davon halten. Für uns sind hohe professionelle Standards das A und O. Nur so können wir beispielsweise verhindern, dass ein Opfer durch den Prozess erneut traumatisiert wird.

Kritisiert wird ja gerade, dass Sie eine solche erneute Traumatisierung als Nicht-Psychiaterin gar nicht erkennen könnten.

Das stimmt, ich bin keine Psychiaterin. Aber eine Traumatisierung kann ich erkennen, da ich auf Traumaarbeit ausgebildet wurde.

Welches Ziel setzen Sie sich für die Restaurative Justiz in der Schweiz?

Wir wollen genügend Moderatoren und Moderatorinnen ausbilden, sodass für jedes Opfer, jeden Angehörigen und jeden Täter, das oder der einen restaurativen Prozess wünscht, jemand zur Verfügung steht, der dafür speziell ausgebildet ist.

Inhalte von:
higgs.ch – das Magazin für alle, die es wissen wollen

Unterstützt durch:
WISSENSCHAFT. BEWEGEN
GEBERT RUF STIFTUNG

Hirntod

Ärzte fordern Verbot von Organspende

Laut einer Volksinitiative soll jeder zum Organspender werden, der sich nicht aktiv wehrt. Inmitten der Debatte wird nun eine ganz andere Forderung laut.

Die Liste ist lang: In der Schweiz warten laut Swisstransplant rund 1400 Menschen auf ein Spenderorgan. Im letzten Jahr starben 68, weil sie nicht rechtzeitig eines bekommen haben. Es war keine Ausnahme: Jedes Jahr trifft es Dutzende.

Mit einer Volksinitiative, die im März eingereicht wurde, sollen nun die Spenderzahlen erhöht werden: Bei der sogenannten Widerspruchslösung würde im Todesfall jeder zum Spender, sofern er sich nicht explizit dagegen ausspricht. Nun will eine Gruppe von Medizinerinnen das genaue Gegenteil: In einer Petition fordert der Verein Ärzte und Pflegefachpersonen gegen Organspende am Lebenden (ÄPOL) ein Moratorium von Organspenden nach dem Herztod. Bislang hat sie rund 150 Unterschriften – bei 1000 soll die Petition dem Gesundheitsminister Alain Berset geschickt werden.

«Zu kurze Zeitspanne»

In der Schweiz können die Organe einem Spender fünf Minuten nach dem Herzstillstand entnommen werden. «Diese Zeitspanne ist viel zu kurz», sagt Alex Frei vom Verein ÄPOL. Es sei nicht erwiesen, dass die Gehirnfunktionen bereits unwiderruflich beschädigt seien.

Der pensionierte Hausarzt beruft sich unter anderem auf eine US-Studie, die im April in der Fachzeitschrift «Nature» veröffentlicht wurde: Forschenden der Yale-Universität konnten bei Schweinen vier Stunden nach dem Tod gewisse Hirnfunktionen wiederherstellen. Allerdings zeigten die Hirne keine Anzeichen von Wahrnehmung oder Bewusstsein.

Frank Immer, Direktor von Swisstransplant, sagt dazu: «Die Studie hat nur etwas dokumentiert, das hinlänglich bekannt ist.» Nämlich, dass bestimmte Zellen nach längerem Unterbruch des Blutzufusses wieder funktionsfähig werden können. «Aber die Nervenzellen im Gehirn sind nach kurzer Zeit so weit beschädigt, dass sie nicht mehr zurückkommen», sagt Immer. «Auch wenn bei hirntoten Patienten die Zehennägel weiterwachsen: Es ist der Ausfall des Gehirns, das das Ableben des Patienten markiert.»

Definition angezweifelt

Frei zweifelt diese Todesdefinition an. «Es können nur lebende Organe von lebenden Körpern verpflanzt werden», sagt er. Ein Organspender könne also bei der Entnahme nicht tot sein. Man könne nicht endgültig beweisen, dass man dem Spender damit nicht schade.

Frank Immer von Swisstransplant widerspricht: «Der Ausfall der Hirnfunktion als Kriterium für den Tod eines Patienten ist international unumstritten und wissenschaftlich breit gestützt.» Die Endgültigkeit des Hirntods hat sich in jahrzehntelanger medizinischer Praxis bestätigt. Es ist kein Fall bekannt, bei dem jemand nach dem Hirntod seine essenziellen Hirnfunktionen wiedererlangt hat. Roman Rey